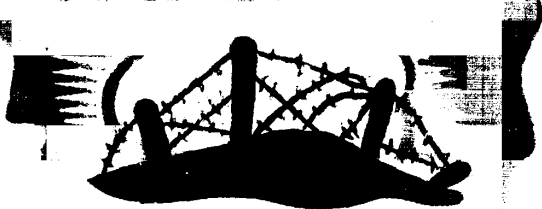


HINZERT



NATZWEILER



BUCHENWALD

PROF. P. BIERMANN

STREIFLICHTER AUS

H I N Z E R T

NATZWEILER

BUCHENWALD

von Professor
P. BIERMANN

VERLAG DER „VOLKSSTIMME“

VORBEMERKUNG.

Über die Konzentrationslager wurden schon vor dem Kriege viele wahre, eindringliche und teilweise künstlerisch wertvolle Werke geschrieben. Aber damals war Faschismus den führenden Kreisen der meisten Länder eher genehm, ihr Propagandaapparat einer objektiven Besprechung der Nazigreuel abgeneigt. Es ist beschämend für den homo sapiens, dass er am Gängelband interessierter Propaganda seine eigene Urteilskraft verlor und Werke wie das Braunbuch, die Moorsoldaten usw. (die seine Ruhe störten) mit Bezeichnungen wie «Greuelmärchen», «kommunistische Masslosigkeiten», «Hetze» beiseite schob.

Heute ist vieles anders geworden. Die Weltpropaganda ist — oder tut doch wenigstens — antifaschistisch. Hunderttausende haben selbst den grässlichen Terror erduldet und kehren heim. Die Öffentlichkeit hat Interesse, hat einen Heisshunger nach Berichten über die Zustände in den Konzentrationslagern. Jeder, der die Möglichkeit hat, diesen Heisshunger durch unverfälschte Kost zu stillen, hat auch die Verpflichtung dazu.

Das soll die Entschuldigung für die vorliegenden schnell hingeworfenen unvollkommenen Skizzen sein.

HINZERT

Hinzert ist für Luxemburg so zum Begriff geworden, dass es sich, besonders in einer Zeit, wo jeder seine Memoiren schreibt, kaum lohnt, eine Beschreibung dieses Lagers zu unternehmen. Jeder, der bis Anfang 43 durch Hinzert ging, hat das Revier und seinen Chef, den vormaligen Steinmetzen SS-Oberscharführer Brendel, gekannt. Es hat darum wenig Wert, diesen gutmütigen Wüterich, diesen naiven Henker und kindlichen Erpresser in seiner ganzen Tätigkeit darzustellen. Jeder kennt die Konsultationen, für die man zu 100 und mehr stundenlang nackt im zugigen Gang anstehen musste und bei denen der Stock das Hauptmedikament war. Jeder weiss um den Druck, den er auf Häftlinge und deren Angehörige ausübte, um sich Geld und Luxuswaren für sich, seine Familie und seine Liebchen zu verschaffen.

Vielleicht aber ist es nicht uninteressant, den ein oder andern Zug aus seinem mehr privaten Leben zu erfahren, so wie es sich uns andern darbot, die im Revier angestellt waren. Auch hier sei jede Langatmigkeit vermieden und aus der ganzen Fülle nur ein einzelner charakteristischer Zug mitgeteilt.

Durch die Bank kam Oberscharführer Brendel nie vor 2 Uhr morgens schlafen. Bis

zu dieser Stunde trieb er sich in wüsten Saufgelagen in der Kantine herum oder fuhr auf dem Motorrad in die Kneipen und Bordelle der Umgegend. Das Revier mussten wir — Anordnung von Berlin — von innen absperren. Mitten in der Nacht donnerten dann plötzlich Fusstritte gegen die Eingangstür, oft hörte man dazu Johlen und Gröhlen. Der Brendel war da! Einer von uns musste aufstehen, um aufzuschliessen, evtl. Motorrad, Fahrrad und Gepäck abzunehmen, welches letztere oft aus vollen Weinflaschen bestand, die er irgendwo auf seine Weise «organisiert» hatte. Einmal war er mürrisch und eilte ohne ein Wort zu sagen in sein Zimmer. Ein andermal schnauzte er den Diensthabenden fürchterlich an. Meist aber fiel er ihm in weinseliger Stimmung um den Hals, versicherte ihm, dass sie beide die besten Freunde und per Du seien und er soviel für die Häftlinge tue, die ihm ans Herz gewachsen seien. Dann kam es oft vor, dass er Dich zwang ein Glas mitzutrinken und all sein Säufergequassel anzuhören.

Ich war damals Pfleger und schlief bei meinen 20 Kranken. Eines Nachts hatte ich mich todmüde hingelegt und hörte das Gepolter nur im Halbschlaf, hörte auch ohne ganz aufzuwachen, wie ein Kamerad aus dem Nebenzimmer sich erhob um zu öffnen. Aber unser Herr und Meister war erbost darüber, dass ich selbst nicht an die Tür gekommen war, und eben sollte ich fest weiterschlafen, als mit einem gewaltigen Fusstritt die Tür aus dem Schloss krachte. Das Licht eines

Scheinwerfers blitzte auf, und im selben Moment schrillte eine Pfeife markerschütternd durch den Saal. Wir schnellten teils mit lautem Aufschrei im Bett hoch. Brendel stand in der Tür und herrschte mich an: «Der verantwortliche Pfleger schläft? Ich möchte Meldung hören, wenn ich hereintrete.» Ich meldete, immer im Bett sitzend und in erster Verwirrung: «Saal 2 mit 20 Kranken und einem Pfleger ohne Vorkommnisse.»

«Was!» schrie er auf, «ist das eine Meldung? Aus dem Bett! Stramme Haltung! Meldung wiederholen!»

Ich tat so.

«Alle Mann stramm stehen!»

«Es sind Schwerkranke hier, teilweise sind die Leute gelähmt und unfähig sich zu erheben,» wandte ich ein.

«Sol Befehlsverweigerung! Werden sehen!»

Er wandte sich ein paarmal um, schien nachzudenken und hatte dann gefunden:

«Beim nächsten Pfiff alles aus den Betten. — Leg dich ins Bett, blöder Hund, blöder! — Beim zweiten Pfiff tritt alles im Gang an! Beim dritten alles nach dem Badezimmer, Eimer und Besen fassen! Die ganze Nacht wird der Fussboden geschrubbt!»

Ich winkte ein paar Leichtkranken zu — Hauptmann Jacoby, erinnere ich mich, gehörte auch dazu — dass sie mitmachen sollten. Nur so war den Schwerkranken das Schlimmste zu ersparen. Und dann kam es so, wie der Oberscharführer verkündet hatte. Im Hemd setzte sich der burleske Zug in

Bewegung. Aber als wir eben das Wasser ausgiessen sollten, schlug die Laune unsers Tyrannen um. Fast tonlos hiess er uns, alles stehen zu lassen und ins Bett zurück zu gehen, und verschwand in seinem Zimmer.

Drei Kranke hatten vor Schreck die Betten voll gemacht. Ich wusch sie, zog ihnen neue Wäsche an und machte die Betten zurecht, so gut es ging. Dann war es 5 Uhr, und der Arbeitstag begann.

Als gegen 10 Uhr Oberscharführer Brendel zur Konsultation kam, meldete ich ihm, dass auf den Spass von heute nacht hin die meisten Kranken ins Bett gemacht hatten. Ich wusste, warum ich das sagte. Erstens verhalf das ihm für einige Tage zu guter Laune — woraus wir und die Kranken nur Nutzen ziehen konnten. Und zweitens war ich sicher, dass er die nächsten 8—14 Tage die Nase nicht mehr in meinen Krankensaal steckte.

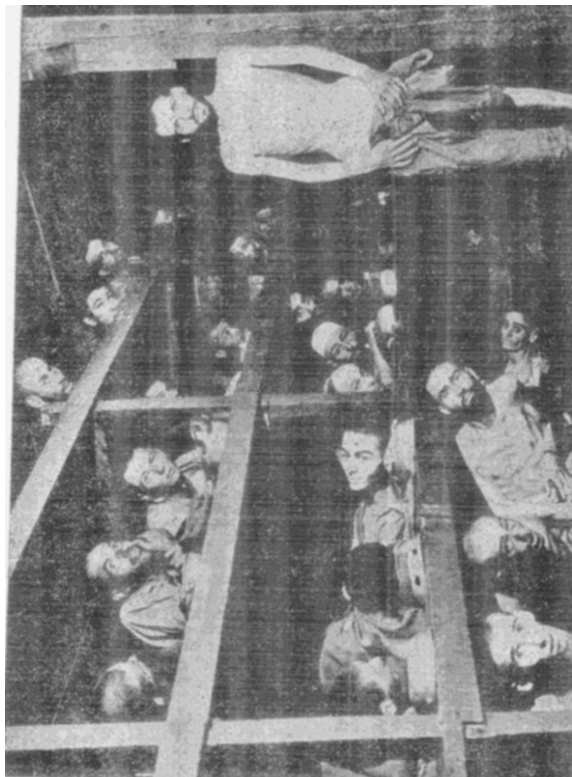
Woraus zu ersehen ist, dass im K. L. wie überall im Leben auch das Schlimmste seine guten Seiten hat!

NATZWEILER

Hochsommer 1943

Schon wochenlang war in der Effektenkammer von SS-Rottenführer Simon (Sohn eines kleinen Brauereidirektors aus dem Saargebiet), der Chef der Effektenkammer war, geheimnisvoll die Nachricht herumgetragen worden, dass bald ein Trupp von Gemeinverbrechern ankäme, die bei der grossen Razzia in Marseille geschnappt worden seien. Mörder, Zuhälter, Geldschrankknacker, kurz: allerschlimmste Unterwelt. Und eines Abends wurde dann die Belegschaft der Effektenkammer ins Lager gerufen, wo im Desinfektions- und Badeblock die Übernahme der Zugänge erfolgte.

Diese Übernahme ging jedesmal ungefähr in folgender Weise vor sich: Unter wildem Geschrei und einem Hagel von Prügeln wurden die Herangekommenen in den Block hineingetrieben, wo sie sich in einem Raum aufstellen mussten. Im Raum nebenan befand sich die SS-Mannschaft der Effektenkammer resp. Geldabteilung, sowie eine Anzahl von Häftlingen, die einen mit Schreibzeug an langen Tischen die Wände entlang, die andern inmitten des Raumes mit grossen



Papierdüten, in die die Kleider der neuen Häftlinge gesteckt werden sollten.

Sämtliches Geld, alle Wertsachen mussten abgegeben werden, das Anziehen hatte im Eiltempo zu geschehen und wurde dadurch äusserst erschwert, dass die SS-Blockführer, welche die Unglücklichen schon herein-geprügelt hatten, mit Schreien, Schlagen, Fusstreten usw. die heillosste Verwirrung anstifteten. War der «Zugang» endlich entkleidet und hatte blanko unterschrieben, dass alles ordnungsgemäss vor sich gegangen war, so musste er vor einem Kreidestrich am Boden militärisch stramm stehen bleiben und wurde darauf untersucht, ob er Geld oder Kleinodien versteckt hatte. Auf Befehl musste er die Arme ausbreiten, die Finger spreizen, die gespreizte Hand hin- und herbewegen, den Mund aufreissen (evtl. die Prothese entfernen), sich mit einem Stab darinwühlen lassen, dass nachher das Blut nur so herunter lief, Kehrt machen, sich bücken, dabei das Gesäss mit den Händen auseinander ziehen, sich in den After hineinstochern lassen, und dabei kräftig husten. Letzteres war ein persönlicher Gedanke des pfiffigen Rottenführers Simon, auf den er nicht wenig stolz war, denn, so erklärte er uns privatissime verschiedentlich, wer in gebückter Stellung hustet, kann unmöglich einen im After versteckten Gegenstand festhalten.

Diesmal nun spürten wir, dass es besonders dicke Luft war. Auf etwa 180 Mann waren vielleicht 10 Blockführer mitgekommen, gerade die gefürchtetsten und alle

waren besoffen. Aus ihren Gesprächen hörten wir, dass es sich um einen Liquidationstransport handle. Freiwild, das zu Tod zu hetzen sei. «N. N.-Transport» raunten sie geheimnisvoll, und wir erfuhren, dass N. N. «Nacht und Nebel» heissen sollte.

Wir waren an diese regelmässigen Prügeleien gewöhnt, konnten Abstraktion davon machen und arbeiten, als ob nichts geschähe. Aber in dieser Nacht verloren wir doch die Fassung. Was da mit Holzscheiten von 1,50 m Länge und doppelter Armdicke hereingetrieben wurde, hatte, das sah man sogar dem Knäuel blutender, schreiender, übereinander stolpernder und kriechender, aus tiefen Kopfwunden blutender Gestalten an, nichts von Verbrechern an sich. Das waren Priester in ihren Soutanen, das waren höhere Offiziere, das waren, wie sich später bei der Aufnahme der Personalien herausstellte, Ärzte, Arbeiter, Bauern. Fast ausnahmslos Franzosen der Widerstandsbewegung. Durchwegs mit vielem und gut aussehendem Gepäck. Besoffen wie sie waren, konnten die SS-Scharführer die Gier nach feistem Bissen und Wertobjekten, die sie darin witterten, nicht verbergen. Aber auch die Häftlingsprominenz fühlte sich dadurch angezogen wie die Raben vom Aas.

Denn Natzweiler war, wie prinzipiell jedes Lager nach dem Prinzip des «Entzweie und herrsche!» aufgebaut. Nicht nur gab es in Natzweiler Rote, Grüne und Schwarze, d. h. Politische, Berufsverbrecher und Asoziale, sondern diese 3 Gruppen wohnten intim gemischt in denselben Blocks zusammen, teilten sich in die Posten, der Vorarbeiter, Kapos,

Block- u. Stubenältesten u. in die Häftlings-Lagerleitung. Allein dieses beständige Zusammenleben mit Verbrechern war eine schreckliche Qual für jeden anständigen Menschen und ein Hindernis für jedes Zusammenhalten der Häftlinge gegen die SS.

Und diese Aasgeier fanden sich ein. An ihrer Spitze der schwarze Lagerälteste, der Anton (er hatte seinerzeit in Köln eine recht übel beleumundete Kneipe gehabt). Sie standen heute auf Du mit der SS., lachten laut auf, wenn das mit beiden Händen geführte Holzschert mit voller Wucht auf den nackten Hintern eines der Ahnungslosen krachte, der sich eben zur Untersuchung bücken musste. Sie halfen dabei, den Hingefallenen mit Fussritten wieder hochzukriegen oder den bewusstlos Daliegenden durch Übergießen mit einem Eimer eiskalten Wassers ins Leben zurückzurufen.

Und schon war das Gepäck geöffnet. Schon stürzte sich die Meute der Blockführer drauf, steckte sich die fettesten Brocken in die Taschen und teilte gnädigst an ihre Sträf- lingsgefolgschaft aus.

Und dann ereignete sich u. a. folgender Vorfall: Ein älterer Herr wurde von der Wertsachenabteilung nach seinen Wertsachen gefragt und antwortete dem SS.-Hauptscharführer Schmitt aus Hamburg, der dieser Abteilung vorstand, er habe «keine mehr».

Keine mehr? Ob er denn solche gehabt habe?

Ja!

Wo sie denn seien?

Er habe sie eben verloren.

Wie das denn?

Ein Scharführer habe ihm die Mütze aus der Hand geschlagen, in der sich ein ziselierter goldener Ring, eine Golduhr und eine goldene Kravattennadel mit Brillanten befunden habe. Zugleich habe er ihn so ins Gesicht geschlagen, dass er hingefallen sei. Beim Aufstehen habe er nur noch die leere Mütze gefunden.

Hauptscharführer Schmitt war ein älterer Herr und ein Bürokrat. Er sah die Prügeleien bei den Aufnahmen nicht gern. Nicht aus Menschlichkeit, dass Gott bewahr! Aber er wollte geordnet und in Ruhe arbeiten. Das hatte er bei früheren Gelegenheiten schon verschiedentlich den Blockführern gegenüber geäußert. Die Folge davon war ein gespanntes Verhältnis zwischen ihm und ihnen.

Diesmal gingen dem alten Herrn die Nerven durch. Er springt auf, dass der Stuhl umfällt, schreit: «Hier ist gestohlen worden! Kein Häftling verlässt den Raum. Alles antreten! Es wird gefilzt.»

Ich schaue von meiner Schreibearbeit auf und sehe, wie blitzartig der schwarze Lagerälteste dem einen Blockführer etwas reicht, was dieser in der Tasche verschwinden lässt. Dann ruft er: «Los, los! Antreten!» und stellt sich mit in die Reihe.

Die Untersuchung, die von den Blockführern unternommen wird, verläuft resultatlos. Aber der Kozlik, der sympathische politische Friseur aus Wien, der den Kommandanten rasiert und darum eine Machtstellung im Lager besitzt, raunt mir und unserm Kapo

im Wegtreten zu: «Abgekartetes Spiel zwischen dem Anton und dem Blockführer. Ich hab beobachtet, wie beide den Streich abmachten. Und dann schlug der Blockführer zu, und der Tunn steckte die Juwelen ein.» Und einige Momente später kommt er wieder vorbei und präzisiert: „Ich habe dem Tunn so obenüber bemerkt: Du hättest die Uhr dahinten in die Ecke in den Haufen Spreu werfen sollen, statt einen SS.-Mann damit zu belasten. So, und jetzt weiss er, dass ich es weiss!»

Uns stehen die Haare zu Berge. Der gute, der unbedachte Kozlik! Weiss er denn trotz seiner Lagererfahrung nicht, dass er mit seinem Leben spielt! Nicht nur mit seinem, sondern auch mit unserm. Denn die Atmosphäre ist geladen bis zur Unerträglichkeit. Hauptscharführer Schmitt droht, dass er Meldung an den Kommandanten machen wird, und seinem spröden Hirn ist zuzutrauen, dass er es tun wird.

Die Folge davon, das raunt mir unser Kapo, ein alter Sachsenhausener zu, wird sein, dass die Mitwisser zu verschwinden haben, und zwar noch in derselben Nacht. Es kann unser Ende sein.

Der Vorfall hat den SS. die Stimmung verdorben. Sie finden keinen Spass mehr am Schlagen. Die N. N.-Franzosen haben den Vorteil davon.

Wir drei aber verlassen nachts gegen 2 Uhr den Zugangsblock mit der Überzeugung, dass diese Nacht unser Leben in schwerster Gefahr steht. Wir liegen im selben Saal. Keiner von uns kann schlafen. Wir wissen, dass

jeden Moment eine Gestalt mit einem Messer sich an unser Bett schleichen kann, um uns die Kehle zu durchschneiden.

Räuberroman? — Fragt die alten Konzentrationäre, wieviele Dutzende von Fällen sie kennen, in denen das geschah. Nur deshalb, weil sie beispielsweise das Pech hatten, nachts beim Antreten am Bett jenes grünen Stubenältesten vorbeizukommen, als er eben in den Armen seines Lieblings lag! Wie oft auch nur, weil man noch ein Stück Brot besass, das man unter dem Kopfkissen versteckt hatte.

Da sehe ich, wie Kozlik zwei Betten nebenan sich erhebt. Er schleicht zu meinem Kapo, unterhält sich etwas mit ihm, kommt dann zu mir herüber.

„Du, das Ding lässt mich nicht schlafen. Der Tunn ist mit dem Fremdenlegionär Schmitt und dem Lagerkapo im Desinfektionsblock zurückgeblieben. Sie sagen, sie suchen nach der Uhr. Entweder eine Finte, um über unser Ende zu beraten oder aber so gemeint. — Ich hab das Ding eingebrockt — ich werde auch suchen es einzurenken. Die Uhr muss gefunden werden. Ich geh hin.“

Nach einer Stunde war die Uhr gefunden. Im Spreuhaufen in der Ecke habe sie gelegen. Gut zu verstehen: Als der Alte hinschlug, sei sie im Bogen hingefallen.

Wir durften einschlafen.

Beim Morgenappell sahen wir dann die N. N.-Franzosen antreten. Sie seien überhaupt nicht schlafen gewesen und hätten

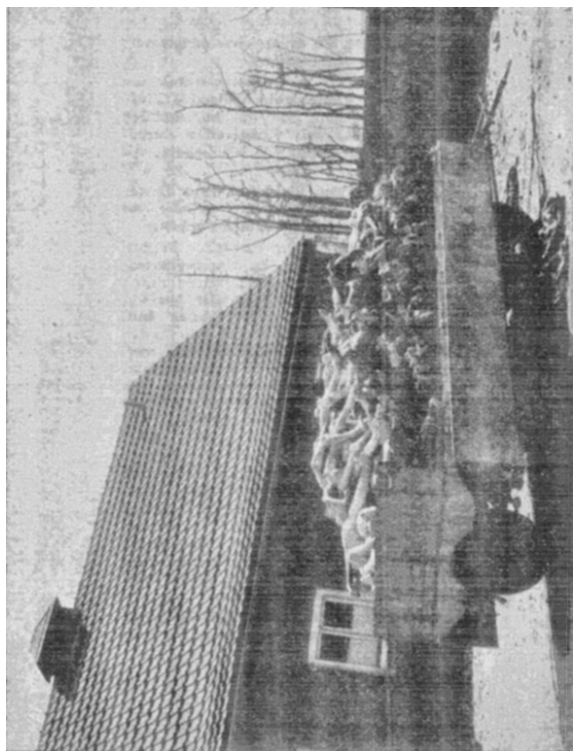
noch nichts zu essen gekriegt, hiess es. Die ganze Nacht seien die Anstreicher dagewesen, um ihre Kleider zu bemalen.

Tatsächlich sahen sie aus wie wandelnde Käfige. Denn das alte schlechtsitzende Zivilzeug, das sie trugen, war mit horizontalen und vertikalen breiten Farbstreifen durchsetzt. Scharführer liefen um sie herum und hetzten die Hunde auf sie.

Als ich dann gegen 10 Uhr zu einer Besorgung aus der Effektenkammer wieder ins Lager kam, wollte mir das Herz stocken.

Das K. L. Natzweiler lag am steilen Bergeshang, etwa 850 m hoch. Es war terrassenförmig angelegt, die Terrassen waren durch schlechte Steintreppen miteinander verbunden. In dieser schon etwas dünnen Luft schwere Steine im Laufschrift von unten nach oben tragen, nachdem man seit zwei Tagen keinen Bissen gegessen hat, von zahlreichen SS. erbarmungslos geknüppelt, von Polizeihunden gehetzt: das hält auf die Dauer keiner aus. Das aber mussten die N. N.-Franzosen, in zwei Gruppen geteilt, unaufhörlich tun. Rechts purzelte die eine Gruppe unter wildem Hundegekläff die Abhänge hinunter, links stolperte die andere hoch. Dutzende lagen bereits blutüberströmt und meist regungslos am Wege; an den verzerrten Gesichtern der andern und den grossrunden todesbangen Augen konnte man schon ermessen, dass sie am Ende ihrer Kräfte waren.

Als wir dann zum Mittagsappell ins Lager marschierten, sahen wir das Resultat: all die



andern lagen auf den Stiegen, den Abhängen, den Terrassen herum, mit von den Hunden zerfetzten Kleidern, von Schlägen aufgedunsenen blauen Gesichtern, mit Blut verschmiert. Häftlinge waren dabei, sie auf dem Appellplatz in Reih und Glied zu legen, unbedingt „Vordermañ und Seitenrichtung“. Denn die Häftlinge waren in Arbeit geschrieben und der Appell musste stimmen.

Wir standen da und stellten uns die bange Frage: Wird man erlauben, dass die Unglücklichen ins Krankenrevier aufgenommen werden. Dann wären bestimmt viele zu retten. Statt dessen verkündete uns der Kommandant, dass diese Halunken streng abgesondert zu bleiben hätten und es jedem von uns bei strengster Strafe verboten sei, mit ihnen zu verkehren. Zum Mittagessen würden nur die in die Blocks einrücken, die arbeitsfähig seien. Und so blieben etwa 150 Franzosen in der prallen Sonne liegen, ohne Verpflegung, ohne Pflege.

Es ist unverständlich, welche Kräftereserven der Mensch bei sich hat. Als wir von der Mittagssuppe auf den Appellplatz kamen, um zur Arbeit auszurücken, hatte sich die grosse Mehrzahl der Kranken wieder erkrabbelt. Nun mussten sie ihre bewegungsunfähigen Kameraden auf die Schultern nehmen und zum Zaun hinausmarschieren zur Arbeit im Steinbruch.

Es stand damals bös um das französische Ansehen. Der verlorene Krieg, die Anwesenheit massiver Transporte von französischen Schwarzhändlern und Gemeinverbrechern im

Diesen Lastkraftwagen-Anhänger fanden die amerikanischen Truppen bei ihrem Einmarsch in Buchenwald vor.

Lager und nicht zuletzt die Nazipropaganda hatten das Schlagwort von der degenerierten Rasse aufgebracht. Hier wurde zum ersten Mal in überwältigender Weise das Gegenteil vordemonstriert. Denn die Haltung dieser Franzosen, die Art, wie sie die Zähne aufeinanderbissen, der Mut, mit dem sie unmöglich scheinende Anforderungen auf sich nahmen, die Disziplin, in der sie zum Tor hinausmarschierten, in Schritt und Tritt, ausgerichtet, die Gesichter verzerrt, todesbleich, verschwollen und blutig, aber den Kopf mit äusserster Anstrengung hochreissend: das nötigte den ältesten Lagerhasen eine Träne und einen Ausruf der Bewunderung ab.

Und dann kamen die langen beängstigenden Tage, wo von der SS. für diese Zwecke gestellte grüne Kapos im kleinen Steinbruch mit den Nazis zusammen„arbeiteten“. Wo jeden Mittag, jeden Abend einige Leichen mithereingebracht wurden. Strengstes Verbot mit den Neuen zu verkehren, vielmehr noch, sie ärztlich zu betreuen. Und so bedeckten sich die ausgemergelten Körper mit Geschwüren und Oedemen, die das Fleisch wegfrassen und einen furchtbaren Gestank verbreiteten. In der Gluthitze legten Mücken ihre Eier in das faule Fleisch, das vor Maden wimmelte. Und immer wieder mussten die, welche noch gehen konnten, ihre Kameraden vom Block zum Appellplatz, vom Appellplatz zur Arbeitsstelle, von der Arbeitsstelle zum Appellplatz, von dort in den Block schleppen. Und die Reihe derer, die in der Gluthitze der Hundstage, aber auch in den oft nieder-

gehenden sintflutartigen Gewittern ausgerichtet am Boden lagen, wurde länger und länger.

Hinter unserer Effektenkammer musste ein grosser Teil des Granitfelsens abgetragen werden. Eine Gruppe der N. N.-Franzosen sollte diese Arbeit besorgen. Als Blockführer war ihnen einer der gefürchtetsten Wüteriche des Lagers, Scharführer Fuchs, zugeteilt, der sich rühmte, als Wache vom Turm aus eine Rekordzahl von Häftlingen umgelegt zu haben. Er sei leidenschaftlicher Jäger und selten habe er einen Hasen verfehlt, vertraute er in seinen guten Stunden treuherzig uns Gefangenen an. Er habe im Grunde ein gutes Herz und würde keinem wehtun. Aber Schweinehunde müsse man als Schweinehunde behandeln und Pflicht sei Pflicht.

Als Vorarbeiter hatte man einen sog. Sicherheitsverwahrten, d. h. einen lebenslänglichen Schwerverbrecher, vielfachen Mörder und Sittlichkeitsstrolch ausgesucht, der auf Anordnung der Nazibehörden sterilisiert worden war. Für doppelte Brotration besorgte er die Geschäfte der SS. Wir beobachteten ihn gleich am ersten Tage vom hinteren Fenster unserer Effektenkammer aus Jupp Duschanek, unser Kapo, ein Sudetendeutsche und früherer kommunistischer Parteifunktionär, Kurt Neubert aus Dresden, früherer Spanienkämpfer und der junge Fritz Goedert aus Luxemburg. Was wir da sahen ist so schrecklich, dass man es kaum wiedergeben kann. Mit einem schweren Pickestiel trieb der Verbrecher die Menschen

zur Arbeit an, und zwar so, dass er mit aller Wucht wahllos auf Rücken, Brust und Kopf schlug. Viele brachen zusammen. Sie wurden abseits geschleppt und mussten in der Sonne liegen, oder wenn es regnete, in einer Pfütze. Um ihre Qualen zu vermehren, legte der Unmensch ihnen einen dicken Stein unter die Schultern, so dass der Kopf nach rückwärts hing. Oft tanzte und sprang er ihnen auf Brust und Bauch herum und blickte ihnen dabei gespannt ins Gesicht, um sich an ihrem Totekampf zu weiden.

Trotzdem hielten die Franzosen stand. Schon waren 14 Tage verflossen, und kaum 20 waren „eingegangen“, wie die rohe Lager Sprache sich ausdrückte. Das zum grossen Teil auch, weil wir andern trotz allen Verboten und trotz der Bespitzelung durch verbrecherische Häftlinge Mittel und Wege gefunden hatten, ihnen mit Nahrung, Kleidung, Medikamenten und nicht zuletzt Rauchwaren beizustehen. Auf die Frage unsers Kapos, was mit den Effekten der Verstorbenen zu geschehen habe, teilte ihm Rottenführer Simon mit, dass wir uns einen Monat ungefähr gedulden müssten, dann würden sämtliche Effekten der N. N.-Franzosen in einer Sendung an die Pariser Gestapo geschickt.

Um die Liquidierung zu beschleunigen heckte man nun einen neuen Plan aus, an dem, soweit ich schliessen konnte, Scharführer Fuchs das Hauptverdienst hatte. Die Arbeiten bei der Effektenkammer fanden nahe beim zweiten Zaun, etwa 100 m von einem Wachturm statt. Hier wurde der Zaun

geöffnet und eine kleine Postenkette von etwa 10 Mann wurde um eine Ausbuchtung von etwa 100 m im Geviert gezogen, am Fusse einer vorspringenden Höhe. Auf diese Höhe sollte mit Schubkarren der Schutt gefahren und den Abhang hinunter gekippt werden. Wir wussten gleich, aus langer Erfahrung, dass es sich hier darum handelte, die Häftlinge den Abhang hinunter zu stossen, so dass sie in die Postenkette hineinfielen, und sie dann „auf der Flucht zu erschossen.“

Der erste, der an die Reihe kam, war ein Mann in den Fünfziger, der bewusstlos am Rande des Arbeitsplatzes lag. Auf ihn schüttete der Verbrecher zwei Eimer Wasser, die ihn aus seiner Betäubung rissen. Mit Fussritten gelang es dann, ihn hochzukriegen. Ewig wird das Bild dieses gepeinigten Sterbenden und nicht sterben Wollenden mir vor Augen bleiben, wie er mit weitaufgerissenen und schon gebrochenen Augen, geöffnetem Mund, die eine Hand auf dem Herzen, die andere krampfhaft ausgestreckt, schrittweise vorwärts tastete. Wie er, man meinte es sei unmöglich, den ihm dargebotenen Schubkarren erfasste und ruckweise, durch beständige Schreie und Schläge angetrieben, bis an den Rand des Hügels kam. Und dann geschah, was geschehen musste, und wir sahen zu und konnten gar — aber auch garnichts tun: der Verbrecher trat hinter ihn, gab ihm einen Fusstritt in den Rücken, der Unglückliche entschwand unsern Blicken, hinter dem Hügel einige schnelle Schüsse aus einer

Maschinenpistole. Dann kam der Fuchs herbeigelaufen, schrie, fuchtelte mit den Armen, lief herunter auf unsere Baracke zu. Wir stoben eiligst auf unsere Arbeitsplätze, denn sich bei solchen Beobachtungen erwischen lassen bedeutete den sicheren Tod. Ich stand an der Eingangstür, als der Fuchs vorbeieilte. Als er mich sah, blieb er stehen und sagte väterlich: „Wenn man für einen Moment den Rücken kehrt, schiessen die Kerle. Was hatte der Mensch aber auch wegzulaufen! So aussichtslos! Scheisse für mich, die ganze Sachel“ Und lief spornstreichs dem Kommandanten Meldung erstatten.

Es kamen Kommissionen, es wurden Entfernungen gemessen, Photographien gemacht. Die Leiche wurde ins Revier gebracht, ordnungsmässig sezirt. Berichte wurden geschrieben und der ganze N. N.-Block wegen Fluchtversuchs eines der ihrigen mit Essensentzug für einen Tag gestraft.

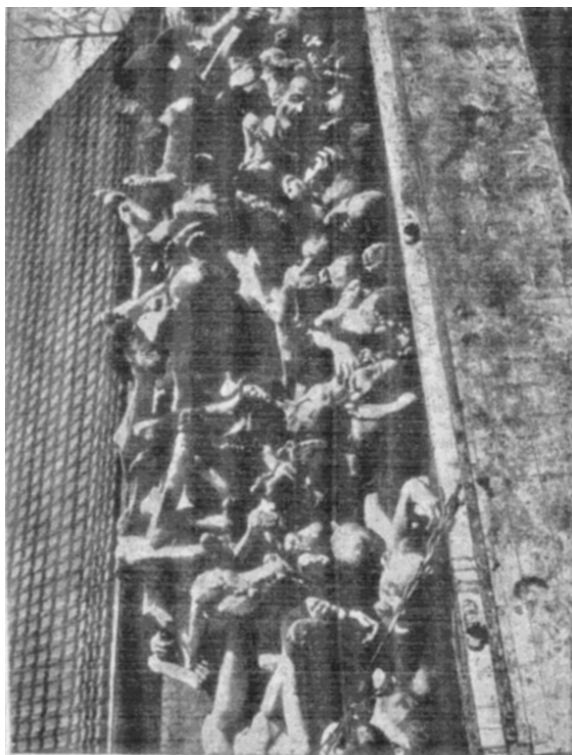
Es hatte geklappt. Von da ab kamen 2—3 „Fluchtversuche“ pro Tag vor. Nicht ohne Regiefehler. Denn die Franzosen hatten begriffen und wehrten sich so gut sie konnten. Besonders an den Fall des Jungen von etwa 18 Jahren erinnere ich mich, der sich an das Bein des Grünen klammerte, als dieser ihn den Hügel hinunterstossen wollte, und laut um Hilfe schrie. Es kam zu einem Kampf, und schliesslich war der Kleine verschwunden, und die Schüsse krachten. Aber während der Fuchs nach dem Adjutanten lief — der Kommandant bemühte sich schon nicht mehr

— und die Leichenträger mit der Bahre anrückten, sahen wir auf einmal einen Arm dahinten am Abhang sich hochkrampfen, dann einen Kopf: der Kleine war nur verwundet und kam heraufgekrochen. Warum der Posten nicht noch einmal schoss, weiss ich nicht. Jedenfalls legten die Sanitäter den Verwundeten auf die Bahre und brachten ihn ins Revier herunter: der erste N. N.-Franzose, der im Revier gepflegt wurde!

Er hatte Glück gehabt: eine blosse Fleischwunde am Schulterblatt und ein Streifschuss am Arm. Nach 8 Tagen war er geheilt und rückte wieder mit zur Arbeit aus.

Wir hatten natürlich eine ganz besondere Sympathie für den Kleinen und liessen heimlich manches in seinen Schubkarren fallen, wenn er vorbeikam. Wir sahen mit Befriedigung, dass seine Landsleute ihm weiterhalfen, so gut sie konnten. Vor allem richteten sie es so ein, dass an dem steilen Abhang vor unserer Baracke, wo sie mit den schweren Schubkarrenlasten hinauf mussten, jedesmal wenn er kam, gerade ein Kamerad stand, der ihm Vorspann leistete. Dennoch lastete die Angst um ihn auf uns und allein schon seinetwegen wünschten wir das Ende der Arbeitszeit heran. Wie froh waren wir deshalb, als die 1000 Mann vom Steinbruch heute schon um vier Uhr zurückkamen, und zwar, um den Franzosen zu helfen.

Aber es kam anders als wir geglaubt hatten. Die Neuangekommenen machten bloss Pflanzungsarbeiten vor der Baracke. Die zwei Scharführer vom Steinbruch Büttner aber



kümmerten sich ausschliesslich um die Franzosen. Irgendwo hatten sie Schnaps gefunden und von Zeit zu Zeit zogen sie die halbleere Flasche und taten einen kräftigen Zug. Sie wählten sich kräftige Pickestiele aus, der eine stellte sich oben auf den Schutthaufen, da wo heute abgeladen werden musste, der andere an den Fuss desselben, da wo die Franzosen die Biegung nehmen mussten, um auf schmalen Pfad zwischen tiefer Böschung und unserer Baracke nach dem Arbeitsplatz zurückzukehren. Und dann schlugen sie johlend unbarmherzig auf die Armen ein und zwangen sie zu unglaublichem Tempo. Um den Schlägen zu entgehen, verzichteten die meisten darauf, über das auf einer hingelegten Seite liegende Brett zu laufen, sondern sprangen im Laufschrift mit dem Karren die 2—3 m hohe obere Böschung hinunter. Der oder jener stolperte zwar und wurde dann vom Scharführer eingeholt, aber im grossen Ganzen schien die Sache noch glimpflicher zu verlaufen, als man gedacht hatte.

Wir hatten uns schon wieder an die Arbeit gesetzt und glaubten, dass die letzte halbe Stunde auch noch ohne allzu grossen Schaden verlaufen würde. Da krachte es plötzlich gegen die Seitenwand der Baracke, dass wir auffuhren und markerschütternde lange Todeschreie ertönten. Schnell aber vorsichtig pirschten wir uns nach dieser Seite und sahen, wie der Kleine mit seinem Karren versuchte, dem Scharführer zu entrinnen, der den Stiel nur so auf ihn niedersausen liess.

Die letzten Todesopfer der Nazihenker in Buchenwald.

Immer wieder stiess auf dem engen Pfad der Karren an den Barackenrand und versperrte ihm den Weg. Da traf ein gewaltiger Schlag den Kleinen hart auf den Kopf. Er fiel lautlos hin und kollerte den etwa 10 m. hohen sehr steilen Abhang hinunter. Für tot wurde er abends von seinen Kameraden ins Lager gebracht. Aber er war nicht zum Sterben bestimmt, der Kleine.

Der rote Revierkapo Fritz Pröll war all die Tage nicht untätig gewesen. Vorerst hatten wir mit ihm zusammen über Mittel und Wege beraten, den grünen Kapo um die Ecke zu bringen. Wir dachten an Gift, dann an ins Essen gemischtes Karlsbader Salz, das ihn zwingen würde, im Revier nach einem Stopfmittel zu fragen. Dort würde er dann durch Gift oder eine Spritze erledigt. Der Plan schlug fehl. Aber ein anderes Mittel wirkte. Ostentativ schmiss Pröll mit entsprechenden Bemerkungen sämtliche Grünen aus dem Revier und versagte den andern die Behandlung. Einige Tage darauf hatten die andern Grünen ihren Kollegen selbst um die Ecke gebracht.

Aber noch ein anderer grosser Verdienst erwarb sich Fritz um die N. N.-Franzosen. Er wusste den Lagerarzt zu bereden, dass die kranken Franzosen eine Gefahr für das Lager, einschliesslich der SS, bedeuteten, weil sie einen Seuchenherd darstellten. Er erwirkte einen Bericht nach Berlin und daraufhin einen Bescheid, dass das Revierverbot zwar bestehen bleibe, die Kranken aber im Block behandelt werden dürften. Doch

mussten sie weiterhin beim Appell antreten. Die Kranken wurden also dreimal im Tag vom Block zum Appellplatz geschleppt, wo sie in Reih und Glied liegen mussten. Für den Kleinen der u. a. einen komplizierten Beckenbruch hatte, war aus einigen Brettern eine primitive Tragbahre gezimmert worden. Die Revierpfleger versicherten mir, dass sie ihn retten könnten. Was dann weiter aus ihm und den andern N. N.-Franzosen von Natzweiler geworden ist, entzieht sich meiner Kenntnis, da ich Ende August nach Buchenwald auf Transport kam. Kameraden, die Monate später denselben Weg machten, erzählten, dass ihre Lage sich leidlich normalisiert habe.

Doch wurden sie später, ebenso wie holländische N. N.-Häftlinge, die von Buchenwald nach Natzweiler abgegangen waren, mit unbekanntem Ziel auf Transport gesetzt.

Wir wissen, was das in 99 Prozent der Fälle hiess:

Aber im K. Z. hat man gelernt, auf das eine Prozent zu hoffen.

Die letzten Tage von **BUCHENWALD**

Die Darstellung hat der illegalen Häftlings-Lagerleitung von Buchenwald vorgelegen und ist von ihr gebilligt worden.

Buchenwald mit seinen furchtbaren Wohnungsverhältnissen (bis 80 000 Häftlinge in Räumen, die für 8—10 000 berechnet waren), seinen öffentlichen Hinrichtungen, seiner Genickschussapparatur, seinem Block 46 (medizinische Experimente an lebenden Menschen, mit 80% Todesfällen), seiner gewaltigen Sterblichkeit und vielen, vielen andern Greueln, war seit 2—3 Jahren immerhin noch als eines der mildesten Lager bekannt.

Das hatte mit Anweisungen der SS herzlich wenig zu tun. Sondern wenn Buchenwald verhältnismässig milde war, so war das nur auf den Umstand zurückzuführen, dass durch zähe, von vielen Rückschlägen gestörte aber zielbewusst immer wieder aufgenommene Arbeit die politischen Häftlinge, und zwar unter kommunistischer Führung, die Oberhand gewinnen konnten.

Es ist hier nicht der Ort, in allen Einzelheiten von diesem Kampf zu sprechen. Nur

soviel soll gesagt werden, dass er mit der Überführung des politischen Lagers von Lichtenburg, August 1937, anhub, und zwar dadurch, dass ein Kommunist Steinbruchkapo wurde. Es begann nun ein Ringen um die andern führenden Stellen, und als die Berufsverbrecher ihren Einfluss schwinden sahen, nahmen sie ihre Zuflucht zum äussersten: Sie beschuldigten sie der kommunistischen Zellenbildung. Daraufhin setzte der Kommandant sämtliche Roten ab und schickte sie ins Sonderkommando (= Todeskommando). Aber hier schon zeigten sich die Früchte einer langjährigen zielbewussten Arbeit: durch Zersetzung und Bestechung war der Einfluss der Roten bei führenden SS so gross geworden, dass sie ohne viel Aufsehens unter der Hand nach und nach aus dem Sonderkommando herausgezogen wurden. Das Sonderkommando selbst wurde nie aufgehoben, sondern ging sang- und klanglos ein.

Die Kommunisten aber konnten nicht bloss die Schlüsselstellungen im Lager wieder einnehmen. Sie konnten auch zur illegalen Organisation schreiten, die, natürlich auch durch viele Rückschläge gestört, zuerst aus den einzelnen deutschen Landsmannschaften erwuchs. Erst 1942 wurden diese Landsmannschaften dann zentral zusammengefasst, und gegen Ende 1942 konnte man, als immer mehr Nichtdeutsche ins Lager strömten, die vorhandene Organisation international ausbauen.

Aus diesem kurzen Überblick wird verständlich, wieso in Buchenwald die Kommu-

nisten, und innerhalb diesen die Deutschen, in Führung waren. Gewiss wurde das Ideal nicht erreicht, das den führenden Männern vorschwebte (wie wäre das unter so unerhört schweren illegalen Arbeitsbedingungen auch erreichbar!) Gewiss ist es nicht in allen Fällen möglich gewesen, sich der SS gegenüber durchzusetzen (das hätte ja auch geheissen, dass wir alle entlassen worden wären). Gewiss waren Missverständnisse zwischen Angehörigen einzelner Nationen nicht zu vermeiden. Aber das Zeugnis muss der Lagerführung unbedingt ausgestellt werden: Dass sie mit grosszügigem Verständnis für andere Meinungen eine breite antifaschistische Front aufrichtete. Dass sie der SS den Grossteil der administrativen Arbeit abnahm, sich dadurch unentbehrlich machte und einen starken Einfluss erlangte, den sie dazu ausnutzte, die Arbeits- und Lebensbedingungen der Häftlinge im Rahmen des Möglichen erträglich zu gestalten, so dass Buchenwald mit Recht den Ruf des „milden“ Lagers hatte.

Dass sie, und das interessiert in diesem Zusammenhang am meisten, im Hinblick auf den Endspurt die Bedingungen schuf, die das Leben der Häftlinge schützen sollten.

Seit langem waren Pläne ausgearbeitet, die den verschiedenen Möglichkeiten des Endkampfes Rechnung trugen: alliierter Luftangriff mit Landung von Fallschirmtruppen, Liquidation, Evakuierung, Übergabe usw. Kadres waren geschaffen, die durch Bestechung, Propaganda und andere Mittel die SS zersetzten, wichtige Nachrichten erfuhren,

SS-Mitarbeit im Ernstfall vorbereiteten. Gediente Soldaten aller Nationen waren militärisch erfasst. Waffen standen, leider in nur geringen Mengen (ca. 100 Gewehre, 200 Handgranaten, 1 Maschinengewehr und viele kleinere Waffen), zur Verfügung. Ein Radiosender sollte im äussersten Fall in Tätigkeit treten.

Und die Endphase rückte näher. Die Thüringer Grenze war von den alliierten Armeen überschritten, der Raum Gotha erreicht. Man hörte schon den Kanonendonner. Die Fliegeralarme nahmen zu.

Im Zusammenhang mit der Luftgefahr, dem Bombardement der Gustloff-Werke in der Nähe des Lagers und der Städte Weimar und Erfurt war der Lagerschutz (Häftlings-Lagerpolizei) bedeutend verstärkt worden. Man hatte den Sanitätstrupp gegründet, der bei jedem Luftalarm ausrückte, um bei einem Bombardement die erste Hilfe zu leisten. Dieser Sanitätstrupp wurde verdreifacht, dazu der sog. Bergungstrupp gegründet, zu dem jeder Block eine Anzahl bewährter Leute stellte. Zusammen mit der Lagerfeuerwehr stellte das eine Mannschaft von etwa 1500 Mann dar. Im Sinne des Kommandanten sollten all diese Organismen der Aufrechterhaltung der Ordnung im Lager und der Hilfeleistung bei Fliegerangriffen daselbst oder in der Umgegend dienen. Die Häftlingslagerleitung aber verfolgte damit eigene, militärische Zwecke.

Am 3. April nun war die Lage so kritisch geworden, dass der Kommandant es für an-



gebracht hielt, die deutschen Mitglieder des Bergungstrupps, zusammen mit vielen deutschen Prominenten des Lagers, zur Entgegennahme einer Erklärung, für Mittags im Kinogebäude zu versammeln. Er sprach von „Dingen, die ihn mit Sorge erfüllten“ und liess durchblicken, er habe Wind davon, dass sich Waffen im Lager befänden. Und zwar insinuierte er, dass die Ausländer diese Waffen gegen die Deutschen im Lager gebrauchen möchten. Für diesen Fall bot er den Deutschen an, Zuflucht bei der SS zu suchen, die Waffen genug besitze, um sie gegen die andern Häftlinge zu schützen. Im übrigen verkündete er die friedlichsten Absichten, erklärte, dass so lange er lebe, von Evakuierung des Lagers keine Rede sei und er gewillt sei, dem bösen Feind das Lager intakt zu übergeben.

Bei der Masse der Häftlinge löste diese Erklärung eine grosse Zuversicht aus. Diese wurde noch dadurch genährt, dass um 4 Uhr Befehl zum Einstellen jeder Arbeit ausserhalb des Lagers und zum allgemeinen Einrücken gegeben wurde. Alles Material von Wert, das sich in den Kommandos befand, sollte mit ins Lager gebracht werden. Der Einmarsch fand überstürzt mitten im Fliegeralarm statt, während nicht allzufern von allen Seiten Bombeneinschläge zu hören waren.

Aber die besonnenen Elemente und in erster Linie die Lagerleitung teilten keineswegs den Optimismus der Masse, und die Parteizentrale trat sogleich zu Besprechungen über die Lage zusammen.

Die deutsche Zivilbevölkerung wird durch die alliierten Behörden gezwungen, Kenntnis von den Greueln von Buchenwald zu nehmen.

Leider behielten die Pessimisten recht. Das wurde klar, als gegen Abend plötzlich durch Lagerradio der Befehl kam: „Sämtliche Juden auf dem Appellplatz antreten!“ Jeder wusste gleich, was das bedeutete: Evakuierung! Jeder war sich auch klar darüber, dass nur eine Reaktion in Frage kam: solidarischer passiver Widerstand.

Und so ging denn nur ein geringer Bruchteil der Juden hoch. Statt dessen standen Tausende von andern Häftlingen auf dem Appellplatz herum, während sich der Grossteil der Juden in andere Blocks, ins freie Gelände und in Verstecke verkroch. Der Lagerälteste konnte und konnte mit seiner Meldung nicht hochkommen, obschon er immer wieder gerufen wurde. Schliesslich ertönte der Ruf: „Nur die bestellten Häftlinge bleiben auf dem Appellplatz. Alle andern verschwinden in ihre Blocks!“ Worauf denn alles, mitsamt den Juden, vom Appellplatz verschwand!

In jedem andern Lager hätte das zum sofortigen strengsten Einschreiten der SS und wohl zur Liquidierung der gesamten Belegschaft geführt. Hier aber verlor der Kommandant die Fassung: er fühlte wohl, dass er eine stark organisierte Masse vor sich hatte, spürte, dass er das Lager nicht hundertprozentig in der Hand hielt und vielleicht sogar nicht alle Teile der SS unbedingt zu ihm stehen würden. So bestellte er den Lagerältesten zu sich, fragte nach dem Grund der Weigerung und erhielt als Antwort, dass ein Widerspruch zwischen seiner Rede und

seinen Handlungen bestehe. Die Leute hätten eben Angst.

Dabei liess er es einstweilen bewenden.

Es war klar: das war Meuterei.

Selbstverständlich hatten die Leute Angst und die Aufregung im Lager war gross. Ich selbst als verantwortlicher Vertrauensmann, d. h. Verbindungsmann zwischen der luxemburger Gruppe und der Häftlingslagerleitung, entschloss mich, die Nacht im Revier zu verbringen. Und zwar richtete ich mir eine Schlafgelegenheit im Sitzbad ein, wo sich der Senior der Luxemburger, Nicolas Simon befand, der mein engster Mitarbeiter war.

Überall drückten sich mit verstörten Gesichtern die Juden herum. Einige sassen im Wechselbad, eifrig damit beschäftigt, sich andere Nummern anzunähen und sich durch die verschiedensten Winkel als Franzosen, Russen, Italiener zu tarnen. Auf der Strasse standen zwei Judenjungen von etwa 8 und 10 Jahren und weinten laut in hilfloser Todesangst.

Und dann kam eine neue Hiobspost: Der Lagerälteste habe eine Liste von 39 Prominenten erhalten, führenden Persönlichkeiten von Revier, Pathologie, Krematorium und andern Betrieben, die Einblick in das schändliche Treiben der SS gegeben hatten. Sie müssten sich morgen um 8 Uhr am Tor der Gestapo Weimar zur Verfügung halten.

Es war klar, dass auch diesem Begehren nicht stattgegeben werden konnte. Ab morgen 8 Uhr würden die 39 verschwinden. Würden sie durch SS oder Gestapo gestellt, so sei bewaffneter Widerstand zu leisten.

Aber es stand zu befürchten, dass schon während dieser Nacht überraschend zu ihrer Verhaftung geschritten würde. Innerhalb der Lagerleitung machte sich darum bes. unter den jungen Elementen eine starke Strömung bemerkbar, der Verhaftung zuvorzukommen, alles auf eine Karte zu setzen und den Ausbruch zu wagen.

Das war Wahnsinn. Denn die Amerikaner standen noch etwa 30 km. entfernt. Die Posten auf den Türmen waren verdoppelt, mit Maschinenpistolen, MG und Panzerfaust ausgerüstet, die Postenkette war verdreifacht. Über 5000 Mann SS sollten in den Kasernen liegen. Volkssturm und Hitlerjugend hielten das Gelände besetzt.

Das besprach ich mit Nickel. Wir hatten uns eben angekleidet etwas hingelegt, als im Nebenraum Schritte hörbar wurden. Nickel trat hinaus. Ich hörte eine kurze, leise Unterhaltung, dann kam er zurück: „Jetzt ist's soweit. Es war ein Kurier. Wenn das Licht ausgeht (bei Fliegeralarm also!) ist höchste Alarmbereitschaft. Wenn dann ein Stein ins Fenster fliegt, geht's los“

Wir waren wie erschlagen. Wir hatten zwar mit den Kameraden vom Wechselbad zusammen eine Nachtwache mit stündlicher Ablösung eingerichtet. Aber unter diesen Umständen war an Schlaf nicht zu denken. Wir legten uns ins Fenster, gingen hinaus, horchten in die Weite: Grabesstille. Kein Artillerief Feuer mehr zu hören. Kein Motorengeräusch. Wir sind wie von aller Welt verlassen! Wir besprechen uns. Ein Ausbruch ist unter den gegebenen Umständen so aus-

sichtslos, dass wir alles dransetzen müssen, ihn zu verhindern. Wir unterhandeln in diesem Sinn mit massgeblichen Persönlichkeiten, schicken Kuriere. Warten, warten, warten. Endlich graut der Morgen. Seit langer Zeit die erste Nacht ohne Fliegeralarm! Die dringste Gefahr ist einstweilen vorbei. Wir dürfen eine Stunde schlafen.

Beim Aufwachen nochmalige Besprechung der Lage: Wir leben jetzt wie auf einem Pulverfass, über dem mit Feuer gespielt wird. Jeden Augenblick können wir auf-fliegen. Eine neue Gefahr: Durch die Alarm-bereitschaft dieser Nacht sind einige Hunderte über die Vorbereitungen zum Ausbruch ins Vertrauen gezogen worden. Können sie alle schweigen? Unbedingte Schweigepflicht wird uns ausdrücklich auferlegt.

Ich gehe ins Lager, um zu sehen, was da los ist. Unterwegs begegnet mir der Lands-mann Bartimes, der mir mitteilt, dass er den luxemburger Kameraden durch den Orga-nismus, den wir seit langem geschaffen haben, mitteilen lassen will, sie sollen sich möglichst lang vor der Evakuierung drücken und bis zu allerletzt im Lager bleiben. Kann ich offiziell diesem Rat beipflichten? Die Chan-cen vernichtet zu werden sind dafür zu gross. Andererseits ist mir verboten, über die Aus-bruchsabsichten und die daraus folgenden Gefahren das Geringste auch nur anzudeuten. Darum meine Antwort: Für eine offizielle Beeinflussung, die glauben machen müsste, dass ich auf Grund besserer Informationen spreche, stehen die Chancen zu gleich (eher zu Gunsten der Evakuierung, dachte ich).



Sag ihnen privat, was Du willst. Sag ihnen meinerwegen allgemein, dass sie die Hinauszögerungspolitik der Lagerleitung unterstützen sollen. Im Übrigen muss jeder selbst seinen Entschluss fassen in einer Sache, wo es auf Leben und Tod geht und die Chancen nicht abzuschätzen sind."

Diese meine Haltung wurde von Kamerad Nickel ausdrücklich gebilligt.

Und dann häuften sich die Aufregungen. Die Liste der Todeskandidaten war dem Lagerältesten übergeben worden. Aus 39 waren sogar 46 geworden. Statt ans Tor zu gehen, verschwanden sie in der Illegalität. SS erschien im Lager. Die einen suchten nach Juden, andere im Revier nach einem nicht genannten Gegenstand (dem Radiosender natürlich, der sich nebenan im Kaninchenstall befand), andere nach den 46.

Die Judenaktion ging weiter. Bald hiess es, dass die Juden hochkommen möchten, die freiwillig auf Transport wollten. Es wurden die ungarischen Juden hochgebracht, die in völlig erschöpftem Zustand von Auschwitz oder Kommando S 3 ins kleine Lager gekommen waren. Es war ein Trauerzug, wie man sich ihn nicht vorstellen kann. Hunderte brachen unterwegs oder auf dem Appellplatz zusammen, Hunderte legten sich hinzu. Aufmarschstrasse und Appellplatz waren mit Kranken, Sterbenden, Toten und Simulanten bedeckt.

Es wurde zum allgemeinen Zählappell aufgerufen. Nach langem Hin und Her kam

Zu tausenden verwesten die Leichen im Lager Belzen.

er zustand. Der Reihe nach wurden dann die verschiedenen Nationen abtreten gelassen. Mit ihnen verliessen die meisten Juden den Platz, um in ihre Verstecke zurückzukehren. Immerhin blieben einige Tausend, meist Kranke, Krüppel und Ahnungslose, zurück. Sie wurden unverzüglich in die grosse DAW-Baracke gepfercht, wo sie bis zum nächsten Tag blieben.

Und nach den Juden die sog. „Arier“. Es hiess: „Alle Blocks von 3—50 (grosses Lager) antreten!“ Wieder passive Resistenz. Wie im Fall der 46 erklärte der Lagerälteste dem Kommandanten, dass die Leute Angst hätten, nachdem ihnen die Übergabe des intakten Lagers zugesichert worden sei. Es wurden ihm und dem Lager 2 Stunden Bedenkzeit zugestanden. Sie wurde später noch um die Essenszeit verlängert. Als dann die Häftlinge noch immer nicht aus den Blocks traten, kam die SS mit Maschinengewehren ins Lager und leerte unter Prügeln, Schreien und Schiessen einen Block nach dem andern. Schliesslich wurden doch noch einige Tausend herausgegriffen, die gleich zum Tor hinausgeführt wurden.

Nachts blieb die SS im Lager. Es bestand strengstes Ausgehverbot. Das schloss zwar die unmittelbare Gefahr eines Ausbruchs aus. Statt dessen konnte jeden Augenblick die Suchaktion zum Widerstand der Häftlinge und damit zur Vernichtung des Lagers mit- samt den Insassen führen. Tatsächlich waren bereits ein Jude und einige andere Häftlinge erschossen worden, die gegen die SS vorgegangen waren. Viele waren mit blutigen

Köpfen ins Revier gebracht worden. Auch in dieser Nacht hörte man vereinzelt Schüsse. Der erste Lagerführer Schobert kontrollierte persönlich die Posten und verprügelte u. a. den Nachtwächter des Reviers, weil er im Pförtnerhäuschen sass, statt im Block zu schlafen. Die Revierangehörigen unter den Todeskandidaten hielten sich 5 m. von uns zwischen den Mauern der hohen Steintreppe auf, die von aussen zum Raum über unsern Köpfen führte. Wieder wachten wir die ganze Nacht. Als Waffe bei einem eventuellen Zwischenfall hatte jeder eine Eisenstange neben sich liegen.

Die folgenden Tage und Nächte glichen sich in ihrer Aufgeregtheit. Jeden Tag rückten ein paar tausend Mann zum Transport ab, obschon alles getan wurde, um den Ablauf zu sabotieren und zu verlangsamen. Bei einem neuen Gesamtappell drückten die Luxemburger Vertreter im Lagerschutz die Luxemburger wieder ins Lager zurück. Nur zweie entgingen ihrer Aufmerksamkeit und kamen auf Transport. Mit jenen, die überraschend mit ihren Blocks aus dem kleinen Lager und der Quarantäne ausgerückt waren, sind sie die einzigen Landsleute, die evakuiert wurden. Übrigens war in diesem Moment nicht abzuschätzen, wer den besseren Teil erwählt habe, und ich hätte es nicht wagen können, diesbezüglich offiziell einen Rat zu geben.

Das besonders nicht, weil indessen durchgesickert war, dass der im Lager verbleibende Teil unbedingt zu vernichten sei. Das betraf in erster Linie und mit Sicherheit die

etwa 5000 Kranken und Invaliden. Das betraf auch die Ärzte und Pfleger, die es nicht verantworten konnten, letztere im Stich zu lassen. Das musste aber auch die 16000 restlichen Häftlinge betreffen, wenn sie durch zu langes Hinauszögern zuletzt nicht mehr fort kamen.

Am 10. abends unternahm der Häftlingschefarzt Horn einen Versuch, die Kranken und das Krankenpersonal zu retten. Er verfasste einen Brief an den Kommandanten, in dem er den Entschluss des Pflegerstabes bekannt gab, gemäss den Satzungen des Roten Kreuzes bis zuletzt bei den Kranken zu bleiben. Er bat den Kommandanten, einen Sanitätsoffizier und -Unteroffizier, sowie eine kleine Schutzmannschaft der SS bei uns zu belassen. Wir würden uns dann verpflichten, bei den Alliierten und vor allem beim I. R. K. auf die korrekte Haltung der SS hinzuweisen und dafür einzutreten, dass sie unbehelligt bliebe. Ich hielt diesen Schritt für aussichtslos und unwürdig und weigerte mich zu unterzeichnen.

Am folgenden Tag schon zeigte es sich, dass ich Recht gehabt hatte. Es lag von Berlin beim Kommandanten Befehl vor, dass das Lager bis 12 Uhr vollständig von Häftlingen frei sein müsse. Gegen 9 Uhr wurden die Blockältesten zusammengerufen, und es wurde ihnen Bescheid gesagt, dass um 11 Uhr die Gesamtevakuation stattfinde. Unterdessen war der Kanonendonner immer näher herangekommen. Die alliierte Fliegertätigkeit nahm zu. Nach englischen Berichten standen die Amerikaner beiderseits Erfurt, nur noch 14

km. von uns entfernt. Aber was konnte uns das jetzt, bei hellichem Tag, nützen! Jeder traf die letzten Vorbereitungen zum Abmarsch. Ein Manuskript, das mir viel wert war, hatte ich mit einem Geleitbrief abends vorher im Garten vergraben. Wir schrieben Abschiedsbriefe an unsere Lieben und steckten sie in die Taschen, in der Hoffnung, dass sie dort gefunden würden, und waren mit dem Gedanken an den baldigen Tod vertraut. Aber mit einem letzten Rest von Hoffnung hielten wir auch Ausschau nach Verstecken. Das Lager sollte durch einen Angriff deutscher Flugzeuge in Brand geworfen und zerstört, dann vergast werden. SS-Streifen sollten darauf das Überlebende erledigen. In einer abgelegenen Kanalisation hatte man, wenn auch noch so geringe Aussicht, all dem Schrecken zu entgehen. Die Hoffnung darauf, dass die Amerikaner noch rechtzeitig kommen könnten, hatten wir aufgegeben, besonders die Flugzeuge sich kaum um das Lager zu interessieren schienen.

Und woran wir am wenigsten dachten, geschah. Der Gesamtappell, der für 11 Uhr angesetzt war, fand nicht statt. Zusehends aber näherte sich der Artilleriedonner. Stimmt es, dass die Amerikaner bei Erfurt durchgebrochen waren? Da, gegen 12, ertönte die tiefe Sirene, die wir erst einmal, und zwar bei Probealarm, gehört hatten und die das Herankommen feindlicher Panzerspitzen ankündigen sollte. 5 Minuten würde sie heulen, hatte man damals gesagt, während der Flie-



geralarm der hellen Sirene nur eine Minute dauerte. Man denke sich, wie wir auf die Uhren schauten. Eine Minute, zwei, drei, vier, fünf! Da war die Aufregung auf dem Höhepunkt angelangt. Mit Periskopen, Fernstechern und andern Ferngläsern, die aus der Optik organisiert worden waren, standen wir auf Treppen, Veranden, Dächern herum und suchten die Gegend ab. Es war nichts Besonderes zu beobachten. Sollte es sich nur um einige Aufklärungspanzer handeln, die sich gleich wieder zurückzogen? Dann war das Schicksal von 21 000 Häftlingen in den nächsten Stunden besiegelt. Der Radiodurchruf: „Alle SS aus dem Lager heraus!“ konnte ebenso als Vorbereitung auf Liquidierung, denn als Vorbereitung zur Flucht ausgelegt werden. Aber dann beobachteten wir, wie auf den angrenzenden Strassen deutsche Truppen gruppenweise, teilweise mit Wagen, nach Osten zogen. Nach Westen kein einziger. Artillerie schoss in allernächster Nähe. Eigenartigerweise zeigte sich kein Flugzeug. Aber dann hörte man aus der Ferne M.G.-Feuer. Militärfachleute versicherten, dass das höchstens 4 km. weit sein könne. Am Zaun kam die SS-Mannschaft in Bewegung. Sie lief mit Panzerfäusten an den Nordwestzipfel des Lagers. Das Maschinengewehrfeuer kam näher. Karabinerschüsse mischten sich dazwischen. Deutlich hörte man das Rattern der Tanks. Nicht bloss im Westen, auch im Osten. Es war klar: das Lager war schon teilweise umfasst. Und dann auf einmal hub ein ohrenbetäubendes M. G. - Geratter an,

Das war Nordhausen (früheres Aussenkommando von Buchenwald) beim Einmarsch der alliierten Truppen.

Panzerfäuste explodierten, Kugeln zischten in rauhen Mengen über unsern Köpfen. Wir warfen uns in Deckung. Ein französischer Arzt äugte mit dem Periskop zum Fenster hinaus nach den Türmen. Die Wachtposten waren verschwunden. Da stürzten Russen-jungen herein. Sie hatten nahe beim Schweinestall die ersten Tanks gesehen! Von sämtlichen Türmen waren die Mannschaften verschwunden!

Das Feuer legte sich.

Wir eilten hinaus, an den Bretterzaun des Reviere — und sahen auf der Strasse, die hinter dem Wäldchen am Lager entlang lief, majestätisch die ersten Tanks dahinrollen.

Da gab's kein Halten mehr. Im Nu lag der Zaun um. Beherzte Burschen durchschlugen den Drahtverhau, drangen in den nächsten Wachturm ein und kamen nach kurzer Weile mit den ersten SS-Gefangenen heraus, die sie entwaffnet hatten. Während sich die einen mit ihnen beschäftigten, eilten die andern auf die Strasse, um den Befreiern zuzujubeln. Alles umarmte sich und weinte vor Freude.

Die seit 6 Tagen Gesuchten kamen aus ihren Verstecken und wurden im Triumph herumgetragen. Es war 4 Uhr 20.

Jetzt erst erfuhren wir, dass in diesen 4 Stunden die militärischen Kadres des Lagers auch ausserhalb des Reviere nicht untätig gewesen waren. Sie hatten noch während des Angriffs das Haupttor besetzt. Sie waren gegen die Wachtürme vorgegangen:

Unter ständigen Zurufen an die Besatzung, dass sie weglaufen oder sich ihnen ergeben sollte, hatten sie Bretter über den Drahtverhau geworfen, waren darüber an den eigentlichen Zaun herangekommen, den sie durchschnitten, um dann gegen die Türme vorzugehen. Auf einem derselben hatte schon vor über einer Stunde die weisse Flagge geweht, ebenso auf sämtlichen Blocks innerhalb des Lagers. Nach Überwindung des Zaunes hatten sie sich dann auf die umliegenden Dörfer verteilt, wo sie die SS entweder vertrieben oder (wie im Buchenwalder Aussenkommando Berstedt, einige Kilometer vom Lager) gefangen nahmen. Bis gegen Abend lagen 120 Gefangene, SS und Wehrmacht, in einem früheren Sträflingsblock in sicherem Verwahr.

Etwa 12mal war in den letzten Tagen durch den Radiosender im Kaninchenstall folgender SOS-Ruf gesandt worden: «An die Alliierten! An die Armee des Generals Patton! Hier K. Z. Buchenwald! SOS! Wir bitten um Hilfe. Man will uns evakuieren, Die SS will uns vernichten.» Zwei Kuriere hatten das Lager verlassen können, um sich zu den Amerikanern durchzuschleichen.

Am grossen Tor übernahmen die ehemaligen Häftlinge das Kommando und konnten bald durch Lautsprecher zum ersten Freiheitsappell aufrufen.

Der Kamerad aber, der die Telephonzentrale besetzt hatte, erhielt einen Anruf vom Polizeidirektor Schmitt aus Weimar.

Wie es oben stehe?

Na, so und so.

**Ob die Häftlinge schon alle tot seien?
Nein, noch nicht alle.**

Es müsse aber alles drangesetzt werden, diesen Gefahrenherd für Weimar auszuschalten. Um einem Blutbad vorzubeugen.

Deutlicher konnte die Bestätigung nicht sein, dass unsere Befürchtungen nicht umsonst gewesen waren. Der Kommandant hatte es um 10 Uhr mit der Angst zu tun bekommen und war abgehauen, ohne die vorliegenden Befehle auszuführen.

So wurden in letzter Minute und wider alles Erwarten 21 000 Häftlinge von Buchenwald von den verbündeten Armeen vor dem Tod gerettet und konnten antreten zum neuen Kampf gegen den Faschismus.

Die Fotos zu der vorliegenden Broschüre wurden uns in anerkennenswerter Weise durch den United States Information Service, Luxemburg, zur Verfügung gestellt.